Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unmittelbares Interesse haben, freut, so sehr ist es für uns eine große Genugtuung in einem weit darüber hinausgehenden Sinne. Ein Sieg in einem eigentlichen Kulturkampfe ist damit von uns gewonnen worden. *Ein Angriff auf das Recht des geistigen Werkschaffens ist nicht nur siegreich abgeschlagen worden. Die Angegriffenen wurden zu Angreifern und haben gar an Boden gewonnen.*

Der schweizerische Kulturkampf hat aber weit über unsere Landesgrenzen hinaus Aufsehen erregt. Während Holland sich anschickte, in den Fußstapfen des eidgenössischen Gesetzgebers zu gehen, nahmen *Deutschland* und *Frankreich* gegen den Entwurf in entschiedenster Weise Stellung. Da das Urheberrecht jedes Landes eigentlich von mehr als nationaler, von internationaler Bedeutung ist, kann das Recht der Verbände anderer Staaten, zu unserem Gesetzentwurf Stellung zu nehmen, nicht bestritten werden. Es hätten ja auch die Bühnen der deutschen Schweiz, gestützt auf das alte Gesetz oder den zu Gesetz gewordenen Entwurf, sich das herausnehmen können, was das Genfer Theater insbesondere praktizierte. Mit Hinterlegung von 2% der Einnahmen oder einer „angemessenen Vergütung" hätten sie neueste dramatische oder musikalische Werke deutscher Autoren aufführen können, ohne auch nur mit dem Autor oder seinem Vertreter in Verbindung zu treten. Dass sich die deutschen Verbände der Bühnenverleger und Bühnenschriftsteller gegen eine solche Gefahr beizeiten und mit den üblichen Mitteln der Verbände wehrten, ist sehr begreiflich. Unbegreiflich ist nur, wie man daraufhin mit Pathos von einer taktlosen Einmischung in nationale Fragen sprechen konnte. Wenn sich jemand hätte empören können, so wären es die Schweizer Autoren gewesen. So seltsam aber auch die Maßnahme an sich ist, die die deutschen Verbände ergriffen, nämlich Ausschluss der Schweizer Autoren von ihren Organisationen, damit von den deutschen Bühnen, der Schweizer Autoren, die selbst gegen das Gesetz kämpften, die selbst am meisten unter dem Gesetze zu leiden hätten, so können wir doch andererseits nicht verkennen, dass eine andere Drohmaßnahme nicht möglich, die Gefahr aber einmal sehr groß war. Dabei ist gegen irrtümliche Angriffe die Feststellung zu machen, dass der Schriftstellerverein in seinen Eingaben und seiner Presspolemik nur nebenbei mit dieser Drohmaßnahme argumentiert hat. So sehr er die Berechtigung von Drohmaßnahmen überhaupt nicht in Frage stellen konnte, so hat er doch den deutschen Verbänden gegenüber unverhohlen zum Ausdruck gebracht, der eigentliche Gegner würde dadurch nicht getroffen, und es könne keine Rede davon sein, dass im Falle der Annahme des Gesetzentwurfes die Drohmaßnahme zu einer permanenten erhoben werden dürfte. *Der Sieg hat nun verhindert, dass wir zu einer Art Böotien unter den Kulturländern, mit denen wir innig verbunden sind, werden.*

Jeder Sieg aber verpflichtet. Es ist nun an uns, zu zeigen, dass wir den Kampf nur ums gute Recht geführt haben und eines Missbrauchs dieses Rechtes zum Schaden der Allgemeinheit unfähig sind. s.

NEUE BÜCHER

HEIMWEHLAND. Geschichten aus einsamer Welt von Josef Reinhart. Verlegt bei A. Francke, Bern.

Im Jahre 1910 gab Josef Reinhart ein Buch gleichen Titels heraus. Es war das erste Mal, dass er von seiner Mundart, die er so meisterlich beherrscht, abrückte und in der Schriftsprache an einen größeren Leserkreis sich wandte. Das Buch kam auch in

Deutschland heraus. Es war ihm ein starker, verdienter Erfolg beschieden. Eine Reihe festumrissener Gestalten, die in diesen neuen Geschichten auftraten, haben sich unserm Gedächtnis eingeprägt. Die eben erschienene dritte Auflage ist verändert. Wir vermissen eine Reihe lieber Bekannter und machen neue Bekanntschaft mit dem Schindelmacher und seinen Buben, auch mit dem Leben im Steinbruch. Luft, Ton und Melodie in diesen Geschichten sind gleich geblieben. Mit einem feinen, scharfen Silberstift sind sie geschrieben. Die Porträte leben. Sie entstammen einem Herzen, das Reinhart selber an einer Stelle „mädchenweich" nennt. Das schlichte Schicksal all dieser Leute gewinnt Größe. Sie sind mit Hand und Herz an ihre Scholle, an ihr Gütlein gekettet. Atem vergangener, geruhiger Zeiten weht uns an. Möchten sich recht viele Moderne an dieser sorgfältigen Kunst Reinharts erholen! Sie kehrt zurück zu den alten, aufbauenden Kräften in uns, die unsern Tagen so not tun. E. ESCHMANN

*

DER LETZTE MENSCH. Von Max Picard. E. P. Tal & Co., Verlag. Leipzig, Wien, Zürich.

„Der Mensch wurde vernichtet, aber nicht die Trauer, dass er vernichtet ward." So bleibt nichts übrig, als der ungeheuren Klage über solchen Untergang eine Stimme zu geben, die nichts mehr weiß von Mund und Grund. So hat uns trotz Spengler kein andrer das Lied vom Ende vorgeharft. Wie das gemordete Leben umspannt es alle Töne von der stupiden Litanei bis zur erleuchteten Verzückung. Im Hirnkasten des einzigen vom großen Krieg verschonten Skeletts schlägt der Menschengeist einen völlig freien Purzelbaum und entlarvt uns Überlebende, schon in den Klauen aller letzten Zweifel sich krümmend, als ahnungslose „Wesen", die nur noch von Schein und imaginären Geberden leben. Wären wir noch wirkliche Menschen, wir hielten die zermürbende Monotonie dieses Abgesanges bis zur letzten Seite durch, so aber finden wir: der Verfasser dieses Buches sei durchaus nicht verrückt, leider aber stelle er sich so. Wir klauben ihm ahnungslos aus dem Strom entsetzlicher Gesichte, deren letztes einem durch das Chaos rollenden menschlichen Fleischkuchen gilt, die oft elementaren Visionen irdischer Werte und Dinge, mit denen wir etwas anzufangen wissen, und nehmen mit einem Wort diese Resignation schon historisch. Bei aller Ehrfurcht vor der Macht solchen Erlebens glauben wir auch an schöpferische Elemente der Skepsis und bilderschaffende Kraft dieses Grausens vor dem eignen Leib: „Es wäre doch auch möglich, dass Nase, Auge, Ohr ungeordnet irgendwie zusammen wären und nicht, wie es jetzt scheinen darf, geordnet zu einem richtigen Gesicht." Muss dieses tiefste Erleiden einer Wandlung tödlich verlaufen? Die fast völlige Unverständlichkeit, die das seltsam öde Werk auf weite Strecken umgibt, wird zum wahren Trost: wir nennen manche dieser Sätze spielerisch formal, wenngleich wir die umwertende Vogelfreiheit eines aus allen alten Schranken aufgestörten Geistes ahnen. Er gibt den Verwesungsgeruch einer Menschheit und will die Verneinung, unser Dank aber wäre, immer mit behutsamem Vorbehalt, größer und treuer, wenn sich diese schauerliche Vision in die Abgründe der Wirklichkeit als Botschaft neuen Lebens zu geben vermöchte, ein geformtes Kunstwerk erzwänge. Quälender Zwiespalt für alle, die eine neue Magie des Lebens suchen, hier einen

verwandten Geist am ersten Blick in ihre Bereiche zerbrechen zu sehen.

WALTER MUSCHG

*

FRIEDRICH HÖLDERLIN IN SEINEN GEDICHTEN. Von Gustav Landauer. Verlag Kiepenheuer. Potsdam, 1922.

Wer heute von Hölderlin zu reden sich anschickt, dem soll er etwas andres und mehr bedeuten als einen Dichter von hohem Rang. Die Hölderlinrenaissance, in der wir mitten inne stehen und die vom Flugsand der bloßen Mode wohl zu trennen ist, der noch jede wahrhafte Bewegung mehr verhüllte als verstärkte, hat uns mit eignem Herzen die alte Wahrheit erleben lassen, dass die großen Wortgewaltigen im auszeichnenden Sinn, nicht anders als die großen Täter, zu Führern berufen sind, wenn ihre Stimme aus jener Tiefe heraufkommt und in jene Höhe reicht, zwischen deren Polweiten der Erdenweg des Volkes eingespannt ist, dessen Sprachleib sie schaffen und darstellen. Hölderlins Werk verbürgt den Deutschen dieser trüben Tage den Zusammenhang von Zukünftigem, Erneuerndem, Gestaltendem, der gemeint ist, wo jenseits der Wirrnis karikierenden Parteigezänkes jene Idee die Wirkenden beflügelt, die als „der deutsche Mensch" bislang eine schöne Möglichkeit blieb, mochte sie auch als etwas Essentielles durch die Kronzeugenschaft anschaulichen Dichter- und Sehergeistes verbürgt sein. Hölderlin ist uns mehr als ein Lied, er ist eine vaterländische Großmacht geworden, das Wahrzeichen eines heimlichen Deutschland und seiner heilig nüchternen Begeisterung.

Was Gustav Landauer, der edelste und verstiegenste aller Utopisten, über Hölderlin zu sagen hatte, liegt nun in einem gedruckten Vortrag aus dem Jahre 1916 auf unsrem Büchertisch. Man nimmt das schmale Heft voller Sympathie zur Hand — ist es doch der Verfasser des „Aufrufs zum Sozialismus", der zu uns reden will — wie sollte nicht die fraglose Reinheit dieses Menschheitsfreundes mit dem makellosen Willen Hölderlins zu schönem Austausch sich finden? Doch unsre Erwartung bleibt unerfüllt und mit zwiespältigen Empfindungen folgen wir dem Schauspiel, wie das Heiligste eines geistigen Vermächtnisses, die späten Hymnen Hölderlins, als gleichgesinnt und befreundet angesprochen werden von einem Enthusiasten, dem im selben Atem der Gefeierte nur immer ferner flieht. Und eigentlich hätten wir vorher wissen sollen, was nun als nachhaltiger Eindruck zurückbleibt: dass Hölderlins und Landauers Geist sich nicht mischen konnten und kein liebender Eifer die Schranken wegräumt, die durch den Wesensgegensatz zweier Menschen gesetzt sind. Denn Hölderlin war ein heroisch Gesinnter und sein Heldentum durch den langen und schließlich siegreichen Kampf bestimmt, in dem aus philosophisch idealistischem Geschwärme und gegenwartsflüchtigem Abirren in die griechische Antike sich ihm seine deutsche Sendung als eine urtümliche, ganz reale und ganz gesonderte Aufgabe heraushob. Landauer aber war ein Konzilianter und Gütiger, ein Später und Blassblütiger, dessen romantisches Träumertum Leben und Kampf, Kraft und Natur zu Gegensätzen stempeln wollte, sein humanitäres Menschheitsideal ein verstiegener Irrtum, den sein grauenvoller Tod mit einem letzten grellen Streiflicht überspielte.

So heben nun die Zitate aus Hölderlins Hymnen sich fast körperlich fühlbar aus dem Landauerschen Redefluss: die einen mit ihrer freien

Strenge, ihrer sinnlich gegenwärtigen und doch ganz durchgeisteten Sprachgewalt ein Zeugnis dafür, wie in Hölderlin der Gesamtleib eines Volkes vorgebildet war, der andre rein spirituell verschwebend und in seiner Gehobenheit ohne festere Ansprüche als die eines auf allgemeine Maximen abgezogenen und filtrierten Menschenherzens. Landauer war ein Nachfahre und Philanthrop, Hölderlin ein Vorfahre und Prophet, die weckende Stimme künftigen Volksgesanges im deutschen Gau. Muss es noch einmal gesagt werden, dass sie aneinander vorbeiredeten? CONRAD WANDREY

*

BEETHOVENS LEIDEN. *Ihr Einfluss auf sein Leben und Schaffen.* Von Waldemar Schweisheimer. München 1922. Georg Müller.

Die Krankheitsgeschichte eines Mannes zu schreiben, von dessen hundertstem Todestage uns kaum noch fünf Jahre trennen, ist in Anbetracht des nur mangelhaft vorhandenen klinischen Materials eine Aufgabe, die sich notwendigerweise mehr auf Hypothesen als auf festbegründete Tatsachen stützen muss. Mit sachlicher Ruhe aber leuchtet dieses Buch in das Dunkel, das sich in den Beethoven-Biographien überall dort ausbreitet, wo von des Meisters Taubheit und letzter Erkrankung die Rede ist. Unter Berufung auf die von ihm wohl restlos erschöpften Quellen wie auf die Erfahrungen der heutigen ärztlichen Wissenschaft hat der Verfasser unanfechtbar nachgewiesen, dass Beethovens Gehörleiden, das zu völliger Ertaubung führte, im innern Ohr, in einer Funktionsstörung des Hörnervs seine Ursache hatte, veranlasst sehr wahrscheinlich durch eine Infektionskrankheit, jedenfalls aber nicht venerischer Natur, wie das spekulative Künstlerbiographen auch andern Großen der musikalischen Vergangenheit anzudichten versuchten (Schubert z. B. ist Ähnliches widerfahren). Nach Schweisheimers zuverlässiger Darstellung war Beethovens letzte Krankheit eine infolge langwierigen chronischen Darmkatarrhs entstandene Leberzirrhose, eine Diagnose übrigens, die schon von den von ihm konsultierten Ärzten richtig gestellt wurde. Ein Vorwurf wegen falscher oder fahrlässiger Behandlung kann, auch vom heutigen klinischen Standpunkte aus, gegen diese Ärzte nicht erhoben werden. Dass Schweisheimer den direkten Einfluss von Beethovens Taubheit auf sein Schaffen sozusagen ganz negiert und seine abnorme Schreibart in den letzten Jahren vielmehr mit der Eigenwilligkeit seiner Person und seines Genies erklärt, diese Auffassung dürfte von den Beethoven-Spezialisten nicht unwidersprochen bleiben, zumal eine Beeinträchtigung der akustischen Kontrolle über Sang- und Spielbarkeit infolge des Gehörverlustes beim Schöpfer der neunten Symphonie nicht wegdisputiert werden kann. F. GYSI

*

GEDÄMPFTES SAITENSPIEL. Roman von Knut Hamsun. Verlag Kurt Wolff, München, 1922. Übertragung von J. Sandmeier.

Das Äußerliche sei gleich vorweggenommen, der Verlag hat dem Werk des norwegischen Nobelpreisträgers eine einfache und würdige Ausstattung mit gutem Papier und schönem Druck gegeben. Die vortrefflichen Eigenschaften Knut Hamsuns finden wir hier beisammen, die Nachdenklichkeit über das Menschenwesen, die bezwingenden Naturstimmungen, das selige Hängen am Leben trotz aller Trauer und vielleicht sogar wegen der Trauer. Doch neben einigen Zynismen, besonders über das Geschlechtliche, dürften wir wohl auch

den unzutreffenden Hohn abweisen, mit dem unser Volk als eines abgekanzelt wird, „das in seiner ganzen Geschichte niemals etwas bedeutet und niemals etwas hervorgebracht hat“ (S. 104).

Eine Fülle geistreicher Vergleiche ist durch den Roman ausgestreut. So sagt der Dichter von den Augen einer Frau, deren Ausdruck frech wurde: „Ihre Augen sind wie zwei Laternen am Eingang eines Variétés“. — oder von einer mit den Armen rudernden Gestalt in zu schwerem Pelz: „Sie sah aus wie ein Huhn, das über den Hofplatz flüchten will und mit den Flügeln nachhelfen muss“.

Der „Inhalt“ des Romans, — wenn ich dies angeben soll —, ist das Zugrundegehen einer Frau, die treu und fein war, aber sich langweilen musste und keine Kinder hatte; der Riss zwischen den Gatten konnte „nicht geflickt werden“. — Das Grundgefühl im Roman ist: „Die bloße Gnade, dass man das Leben erhält, ist die reiche Vorausbezahlung für alle Erbärmlichkeiten des Lebens, für jede einzelne. Nein, man darf nicht glauben, dass man auf mehr Süßigkeiten Anspruch hat, als man bekommt. Ein Wanderer rät von allem Aberglauben ab. Was gehört dem Leben? Alles. Was aber gehört dir? ..... Man soll sich nicht auf das ‚Seine‘ versteifen, das ist so komisch, und ein Wanderer lacht über den, der so komisch ist.“

Das Herrlichste am Dasein aber ist „das Rauschen des Waldes“ —, und das Träumen. Ich weise auf die Ähnlichkeit zwischen Hermann Hesse und Knut Hamsun hin, die beide mit „gedämpftem Saitenspiel“ an tausend Freuden, Musik und Augen, Blumen, Strom, Berg und allen Wundern der Welt sich ersättigen, und als Wanderer, Wehmut im Herzen, lachen „über das, was so komisch ist“. — Die deutsche Übertragung ist gut.

O. VOLKART

*

DER RING. Von Max Wohlwend. Prosastücke. Verlag Otto Paulmann, Wernigerode im Harz. 1922.

Mir scheint, dass dieser kleine Band des Zürcher Schriftstellers für feinfühlige Leser packend sein muss. Die Sprache ist gewählt, die darin sich enthüllende Seele eine, welcher näherzutreten sich lohnt. Das in Jahren des Lebens Gereifte wurde auf knappen Raum zusammengedrängt. Was ein Meister der Erzählungskunst, Paul Heyse, einmal als notwendigen Kern einer guten Novelle erklärte, dass ein charakteristisches Bild, dem Gedächtnis sich einprägend, Mittelpunkt oder Angelpunkt für die Arbeit sein solle, ist in mehreren Stücken, besonders z. B. in dem Kabinettstück „Der Ring“ auf interessante Weise erreicht. Der Wunsch, Schönheit zu offenbaren, Sehnsucht mitzuteilen, eigenartiges Innenleben als Spiegel einer Welt wiederzugeben, etwas von der Kalokagathia der Griechen in unsere Tage des rauhen, ja wüsten materialistischen Kampfes hinüberzutragen, dieser Wunsch aus echtem Künstlertemperament, einem oft überschäumenden Temperament, spricht deutlich zu uns.

Dem einen oder andern der Stücke war man schon in bedeutenden Schweizerblättern begegnet, so dem „Bild“, der Geschichte voll feinem Humor, dass der Weidhofbauer nicht zufrieden ist, im Werktagsrock auf dem Acker gemalt zu sein, statt sonntagsmäßig ausgerüstet. Der deutsche Verlag tat sicherlich gut daran, seine Sammlung *Der goldene Reif* mit diesen anerkennenswerten literarischen Bildern unseres Landsmanns eröffnet zu haben. Dem Buch sind

viele nachdenkliche und sorgfältige Leser zu wünschen und ein guter Erfolg. O. VOLKART

*

ZEITSCHRIFTENSCHAU

In der *Revue de Genève* vereinigt der Herausgeber Robert de Traz in Sternenfreundschaft die guten Geister jener Völker, deren irdische Wege noch aneinander vorbei in ungewisse Fernen gehen. Deutschfranzösische Probleme finden auf dieser geistig freien Tribüne ihrer Wichtigkeit angemessene Erörterungen. In letzter Zeit haben Maurice Barrès, Daniel Halévy und Pierre Mille ihre mitunter etwas seltsamen Ansichten mitgeteilt; in der Dezembernummer schreibt einer der kompetentesten Deutschen, Ernst Robert Curtius, Romanist an der Universität Marburg, über *Français et Allemands, peuvent-ils se comprendre?* Er weist die allzu gangbaren Vorwürfe zurück, die von den Franzosen über die Deutschen gegossen werden, wie etwa der: wäre der Deutsche ehrlich, so müsste er genau so denken wie der Franzose. Oder das halb liebenswürdige, halb verächtliche: Vous êtes des romantiques! „Das bedeutet uns bloß eine Formel, und obendrein eine falsche," sagt Curtius, hauptsächlich wenn die Schlussfolgerung angehängt werde: „Le classique vaut mieux que le romantique; donc devenez classiques, il vous suffit pour cela de vous mettre à notre école». Mit gegenseitigen Ratschlägen ist nichts getan, es sind Schläge ins Wasser. Es muss auf beiden Seiten Respekt vor den Rasseeigentümlichkeiten der anderen herrschen. „Bleiben wir ruhig verschiedenartig, heißt es weiter, machen wir unsere Sonderart gegenseitig geltend und versuchen wir uns zu begreifen!" Eine bloße Entente zwischen Deutschland und Frankreich sei nicht möglich, es gebe nur Freundschaft oder Feindschaft. — Das ist offen und würdig, das Wort eines Franzosenfreundes, der aber um einer halben Freundschaft willen nicht das Opfer der Selbstaufgabe bringt.

Die Novembernummer des *Neuen Merkur* ist ein Rheinlandsheft; an der Spitze steht ein geistbesonnter Aufsatz Josef Pontens: *Der Rhein.* Wiederum ist es E. R. Curtius, der über die deutschfranzösische Annäherung schreibt, die sich in den Sommergesprächen zu Pontigny anzukünden schien. Als von Intellektuellen aller Länder die Frage nach den geistigen Neuwerten unserer Zeit beantwortet wurde, fanden sich bloß die Deutschen und Franzosen einig unter dem Dreigestirn: Nietzsche, Dostojewski, Withman. Und das schönste Wort kam von André Gide: «J'ai besoin dans tout cela de Goethe». Sollten da nicht Hoffnungen erlaubt sein? M. R.

ABONNEMENT: Jährlich (20 Hefte) 18 Fr., halbjährlich 9 Fr., vierteljährlich 4 Fr. 50; im Postabonnement 20 Rp. Zuschlag, nach dem Ausland mit Portozuschlag. Einzelne Hefte 1 Fr.
INSERATE: 1/1 Seite 100 Fr. 1/2 Seite 55 Fr. 1/4 Seite 30 Fr. 1/8 Seite 17 Fr. 50.

Verantwortliche Redaktion: Prof. Dr. E. BOVET, Dr. MAX RYCHNER, R. W. HUBER.
Redaktion u. Sekretariat: Zürich 2, Bleicherweg 13. Telephon Selnau 47 96. Postcheck Nr. VIII 8068.
Expedition, Druck u. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich (Postcheck Nr. VIII 640).